

Flucht als einziger Ausweg

Vertriebenene und Geflüchtete von damals und heute berichten in Oranienburg Erschütterndes

Von KLAUS D. GROTE

Oranienburg (MZV) Sie haben ihre Heimat verloren. Unfreiwillig mussten sie sich ein neues Zuhause suchen. Die Geschichten von Flucht und Vertreibung, gestern und heute, haben ähnliche Ursachen und sind fast immer eins: erschütternd. In Oranienburg berichteten Vertriebene und Geflüchtete am Dienstag auf Einladung der Konrad-Adenauer-Stiftung.

Am 25. Juni 1945 musste die Familie von Alfons Zeh ihr Heimatdorf Lagowitz östlich der Oder verlassen. Sechs Jahre war der Junge damals alt. Als er seine Erinnerungen an die Flucht und den verschollenen Opa, der in einem Massengrab in Eberswalde verscharrt wurde, in Versform vorträgt, kommen dem 77-Jährigen die Tränen. „Bin ich gleich ein Revanchist, wenn ich sage, was passiert ist?“, fragt er das Publikum. „Alle Vertreibungen sind gegen das Menschenrecht.“

Wie schlimm die Verletzung der Menschenrechte sein kann, das erzählen auch die anderen Fluchtgeschichten. Job Tchitchouang berichtet, warum er sein Heimatdorf in Kamerun verlassen und seine drei Kinder zurücklassen musste. Als Christ wurde er von der Terrorgruppe Boko Haram bedroht. Er musste mitansehen, wie Terroristen seine Frau vergewaltigten, mit Messerstichen verletzten und schließlich umbrachten. Zwei Täter hat Job Tchitchouang erkannt und der Polizei genannt. Danach lebte er in Todesangst. Daran änderte sich auch nichts, als er sein Dorf verließ. Er entschied sich schließlich für die Flucht aus Kamerun. Das bedeutete, dass er seinen Beruf als Bankangestellter aufgeben und seine Kinder zurücklassen musste. Er sah keinen anderen Ausweg. Sein ebenfalls von Boko Haram bedrohter Cousin begleitete ihn. Durch mehrere Länder kamen die beiden nach Marokko, wo sie über einen Grenzzaun die spanische Exklave erreichen wollten. „Die spanische Guardia Civil hat meinen Cousin erschossen“, sagt der Kameruner. Hass und Rachegeanken hätten ihn danach zerfressen. „Ich konnte nicht in Spanien bleiben“, sagt der heute 33-Jährige. Ein Landsmann schenkte ihm ein Busticket nach Deutschland. Er fand schließlich Zuflucht in Lehnitz. Von hier sollte er nach dem sogenannten Dublin-Verfahren zurück nach Spanien. Ein Kirchen-

asyl verhinderte das vorerst.

Job Tchitchouang, von der Ermordung seiner Frau und den Fluchterlebnissen traumatisiert, berichtet glücklich von der Unterstützung, die er in Deutschland erfahren habe. Er lächelt über das bisschen Glück und ist doch in Gedanken bei seinen Kindern, die bei der Oma leben und die er gerne bei sich hätte. „Der Kleinste kennt mich nur von Fotos. Er war zwei Monate alt, als ich floh. Jetzt ist er vier Jahre alt. Am Telefon fragt er mich jedes Mal: ‚Papa, wann kommst du denn zurück?‘ Aber ich kann nicht zurück.“ Job Tchitchouang hat seine Heimat verloren. Das habe er sich niemals gewünscht. „Ich wollte in Kamerun bleiben“, sagt er.

Die Flucht schlägt Wunden, die ein Leben lang nicht ganz verheilen. Die 95-jährige Oranienburgerin, die ihren Namen nicht veröffentlicht sehen will, findet nur schwer ihre Sprache. Die Fluchtgeschichten gingen ihr sehr nahe. All die Erinnerungen an die eigene Vertreibung kämen hoch. „Ich bin die letzte meiner Familie und kann mit niemandem mehr sprechen“, sagt die hochbetagte Frau.

„Zuhause wurde Plattdeutsch gesprochen.“ Hochdeutsch habe sie erst in der Schule gelernt. 19 Jahre alt war die zierliche Frau, als 1945 die Russen in das Dorf in Hinterpommern kamen. „Wir wurden fast täglich vergewaltigt. Manchmal waren es zwei, manchmal fünf Soldaten“, berichtet sie von der Tyrannei. Bis heute plagen sie Albträume. 1947 kamen Polen in den Ort, die Deutschen mussten ihre Häuser verlassen. Sie, die jüngste Tochter der Familie, erlitt eine schwere Wirbelsäulenverletzung, lag mit Typhus schwer krank im Bett. Ihre Mutter hielt sie bereits für tot, berichtet die Frau unter Tränen. Der schwer kranke Vater starb, die Familie litt Hunger, kam schließlich über Umwege nach Friedrichsthal. Alles Leiden hat die kleine Frau stark gemacht. „Das muss weitergehen“, sage sie sich immer, wenn es ihr schlecht geht. Ich habe vierunddreißig Jahre die Post ausgetragen, im Stahlkorsett“, sagt die 95-Jährige. Sie

macht mit ihrem Willen auch Mut.

Zum Beispiel dem Syrer Hassan Al Hossien, der mit seinen vier Kindern nach Deutschland geflohen, aber längst nicht angekommen ist. Er sei Deutschland sehr dankbar, doch er wolle zurück in seine Heimat, sobald dies wieder möglich ist. Wie sein Bruder verlor der Syrer seine Frau im Bombenhagel. Mehrfach floh er vor dem Krieg und vor der Terrormiliz IS, die den ehemaligen Polizisten für sich gewinnen wollte. Er lebte mit 10 000 anderen Menschen ohne medizinische Versorgung in einem Lager in der Türkei, das er als Gefangenenlager beschreibt. Im dritten Versuch klappte die Überfahrt nach Griechenland, es folgte die schwierige, vierwöchige Flucht nach Deutschland. „Ich wollte in ein Land mit Freiheit und Demokratie, um meinen Kindern ein sicheres Leben zu bieten“, sagt der 33-Jährige.

Mit den vier Kindern im Alter zwischen anderthalb und acht Jahren lebt Hassan Al Hossien in der Lehnitzer Gemeinschaftsunterkunft. Er sei stets in Sorge um die Kinder. Dabei würde er gerne deutsch lernen. „Aber es ist zu chaotisch.“ Die Formulare, die ihm vorgelegt werden, kann er nicht lesen. Er bedankt sich für die Hilfe von Kathrin Willemsen von der Initiative „Willkommen in Oranienburg“ und dafür, dass er von Deutschland aufgenommen wurde – selbst wenn sein Bruder in eine andere Stadt kam.

Es sind überwiegend Schüler der Torhorstschule, die mit ihrer Lehrerin Dagmar Jurat gekommen sind, sowie Mitglieder des Bundes deutscher Vertriebener, die die Fluchtgeschichten anhören. Der BdV-Vorsitzende Hans-Joachim Speckmann zieht aus den Geschichten von Flucht und Vertreibung, heute und damals sein Resümee: „Kein Mensch braucht Krieg und Terror.“

„Mein Sohn fragt mich am Telefon: Papa wann kommst du zurück?“

Job Tchitchouang

„Ich wollte in ein Land mit Freiheit und Demokratie.“

Hassan Al Hossien